

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER

Gesehen und gehört werden

Plädoyer für eine „Kultur(wissenschaft) des Ansehens“¹

Manchmal ist es besser, nicht zu fragen. Nach genauer Lektüre des Programms dieses Kolloquiums, seiner Titel und ihrer Anordnung, die meinen Beitrag an den Schluss setzte, kam ich für mich zu dem Schluss: Es dürfte auch im Stil ein Epilog sein. Dies sage ich umso mehr, nachdem ich den Aufsteller las, der uns hier im Foyer erwartete – mit jenen treffenden und berührenden Texten, die sich auch auf dem Programm finden, auf der ersten Seite und auf der Rückseite: Ein ehrender Nachruf, der zusammen mit der Vita in treffenden Worten ein Gesamtbild ergibt. Darin steht, was mein Epilog ursprünglich auch bündeln wollte – knapper, pointierter, als eine Rede es sagen könnte. Dennoch, meinen Titel verifizierend, formuliere ich im Folgenden einige sehr persönlich grundierte Gedanken zum Abschluss dieser Tagung.

Das „Gehört-Werden“, genauer: die „Politik des Gehört-Werdens“ hat in meinem Herkunftsland Baden-Württemberg seit dem letzten Regierungswechsel, mit dem der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann seine Politik des Gehört-Werdens als neuen Politikstil propagierte, einen neuen Beiklang erhalten. Im Wahlkampf wurde noch viel gehört, seither aber wird es beständig weniger. Daher ist „Gehört-Werden“ bei Kritikern inzwischen zu einer Metapher des Spottes geworden. Auch weil das „Gehört- und Gesehen-Werden“ nach dem Regierungsantritt ein Gesicht bekam. Es war das einer Staatsrätin, die zwar sehr klug und politisch erfahren sein soll, oft aber wenig „ansehnlich“ ist. Und die auch sehr selten nur die Menschen ansieht.

„Gesehen und gehört werden“ – mein Titel setzt mit Bedacht Aktivum und Passivum zusammen und zugleich beides in Bezug zum „Ansehen“. Das gilt in der Politik, in der Wissenschaft, im allgemeinen menschlichen, sozialen und kulturellen Umgang. Denn: Gesehen und gehört werden wollen geht nicht ohne Ansehen. Es gilt, anderes und andere, sein Gegenüber anzusehen – beim Selberreden und beim Redenlassen, beim Hören und beim Zuhören. „Ansehen – man muss die Leute ansehen, ihnen in die Augen schauen!“ So lautete für uns Kinder eine der wenigen strengen, expliziten Erziehungsregeln (eine zweite kommt mir stets in den Sinn, wenn ich den neuen ame-

¹ Vortrag auf dem Gedenkkolloquium für Ruth-E. Mohrmann, „Kulturstile der Volkskunde“, in Münster am 12. Mai 2017. Der Vortragscharakter des Beitrages wurde bewusst beibehalten.

rikanischen Präsidenten sehe, sie hieß: Man zeigt nicht mit dem Zeigefinger auf Dinge und Menschen!).

Jede Kultur ist – auch – eine Kultur des Ansehens. Das wissen wir nicht erst seit dem schönen und mehrdeutigen Titel von Hans Medick, den er im Kontext seines großen Forschungsprojektes „Laichingen“ formuliert hat.² Ansehen, verbal gewendet als „etwas anschauen, betrachten“ – und, daraus auch resultierend, substantivisch im Sinne von „Ansehen haben“ –, heißt zugleich „Würde und Wert“ haben. Das ist gleichsam die Summe aus alten Bedeutungszuschreibungen des Mittelhochdeutschen, wie sie bis heute in den Dialekten ‚aufbewahrt‘ sind. Aus dem Anblicken, dem Anschauen und Betrachten wird in der Partizipform das „Angesehen sein“, ferner das „Abschätzen“, auch „das Abschätzige“. Aus dem Aktivum „Ansehen“, dem Ansehen einer Sache oder Person, wurde im Mittelhochdeutschen die „Achtung“.

Ruth Mohrmann kommt hier ins Bild. Sie ist mit ihrem Ansehen, mit „Würde und Wert“, im Blick. Bei der Wahl meines Titels, des Zitats und seinem Bezug zum Kolloquium geht es mir – wie Hans Medick mit seinem Titel, wie Ruth Mohrmann in ihrem ganzen Werk, in ihren Forschungen und Publikationen – um beides: um ein breites und sehr klares Spektrum von Methoden und Quellen und die im Fach gelehrte Praxis sowie um die im Konzert der Fächer erkennbare Profilierung und Wertschätzung unserer Wissenschaft, nach innen wie nach außen. Es geht – vorrangig und unverzichtbar – um ein Plädoyer für historisch-archivalische Forschung, auch speziell für die Inventarforschung. Und es geht um die materielle Kultur – bis hin zu deren Marginalien: um den Kaffeelöffel, wie bei Siegfried Giedion,³ um die der bauerlichen Küche fremde „Papiertüte“ in der Átány-Studie von Edit Fél und Tamás Hofer⁴ oder um den Knopf von Claude Lévi-Strauss, den Hans Medick ausführlich zitiert:

„Ich erinnere mich, daß ich vor über dreißig Jahren ein Gespräch mit Lucien Febvre führte, in dem er den Wunsch äußerte, der Historiker möge sich doch mit Problemen wie dem des Ursprungs und der Verbreitung des Knopfes befassen. Er war sich völlig im klaren darüber, daß dieser bescheidene Kurzwarenartikel durch seine Anwesenheit oder seine Abwesenheit eine wichtige Demarkationslinie im menschlichen Verhalten zieht: zwischen dem Drapierten und dem Genähten, zwei Bekleidungsstilen, von denen der eine größere Ansprüche an den Körper, der andere an das Material stellt; was in den komplementären Bereichen der Textilkunst und des Betragens [...] Körperhaltungen, Lebenskünste, Arten des Sich-Einfügens in die Welt impliziert, die geeignet sind, die Zivilisation zu differenzieren“⁵

2 Hans MEDICK: Eine Kultur des Ansehens. Kleider und Kleiderfarben in Laichingen 1750–1820. In: Historische Anthropologie, 2 (1994), 193–212.

3 Siegfried GIEDION: Die Herrschaft der Mechanisierung [1948]. Frankfurt am Main 1987, S. 19.

4 Edit FÉL, Tamás HOFER: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány. Göttingen 1972.

5 Zitiert nach MEDICK (wie Anm. 2), S. 193.

Hans Medick hat dies dazu inspiriert, seine Forschungen zum schwäbischen Dorf Laichingen zwischen 1750 und 1820 in diesem Sinne auch als eine „Geschichte des Knopfes, der Bekleidungsstile und der Textilkunst als die Geschichte der ‚Demarkationslinien menschlichen Verhaltens‘ zu schreiben, als eine Geschichte der Zeichen“, um so der „sozialen und inneren Textur, der Struktur und Dynamik einer spezifischen kleinen ländlichen Gesellschaft und ihrer Kultur am Ende des Ancien Régime auf die Spur zu kommen“.⁶ Makrohistorisch oder mikrohistorisch – diese Frage löste sich bei Hans Medick auf zugunsten einer Fallstudie, einer Ortsmonographie. Sie zählt, ebenso wie die Átány-Studie von Fél und Hofer und die Neckarhausen-Studie von David Sabean,⁷ ohne Frage zu den Marksteinen der kulturhistorischen Forschung.

Ruth Mohrmann praktizierte und beherrschte in Forschung und Leben bravourös beides – die Specialia und die Generalia: im SFB-Format wie in ihrem Habilitationsprojekt zum Land Braunschweig im Kontext der Innovations-, Alltags- und Sachkulturforschung eines exemplarisch ausgewählten historischen Territoriums, was der Inventarforschung neue Wege und Perspektiven aufzeigte. Sie liebte aber auch die großformatigen Forschungsberichte, die Überblicke klassischer Prägung. Und sie beherrschte souverän die Specialia: das Verborgene, Übersehene, Schräge – die Bisamäpfel, die feinen Tischsitten (der kleine Finger am Glas!), Förster und Jäger, Schäfer und Samenhändler, Schlachter und Schlachthäuser, Bockbier und Grünkohl, Pferde und Kutscher – die Wahl ihrer Themen ist breit und faszinierend. Dazu beherrschte sie exzellent das Mentale und das Soziale, auch in seinen äußersten, in der Forschung oft übersehenen Grenzbereichen: im Rügen, Spotten, Schimpfen, Streiten, in seinen Niederungen der Zoten, der wilden Handgreiflichkeiten des Alltags in der frühen Neuzeit. Und ebenso, in aller Härte, die weibliche Kehrseite solcher Geschichten; so etwa – einer meiner Mohrmannschen Lieblingstexte, publiziert in der Festschrift für Jan Peters mit dem Titel „Historie und Eigen-Sinn“ – ihre Studie zum Leben und Überleben der „Wilster Marike – ein Frauenschicksal im späten 18. Jahrhundert“ (1997).

In ihrem Leben, ihrer Profession und ihren Forschungen wusste und belegte Ruth Mohrmann, was Hans Medick in seinen Thesen zur Kultur des Ansehens resümierte. Es ist mir in diesem Epilog für Ruth Mohrmann zugleich Analogie und Metapher:

„Sehr viel mehr, als sich unter den Bedingungen des 20. Jahrhundert vorstellen lässt, artikulierte und reproduzierte sich die Laichinger Gesellschaft des 18. und frühen 19. Jahrhunderts über ihre ‚Kultur des Ansehens‘. Der Selbstdarstellung und Repräsentation durch Kleidung und deren Farben kam eine zentrale Bedeutung zu. Kleidung und Kleiderfarben dienten nicht nur als Mittel zur Erringung und Behauptung sozialer Distinktion und zur Markierung sozialer Unterschiede, sondern, wie dies Georg Simmel für den ‚sozialen Charakter der Mode‘ beschrieben hat, zugleich auch als Zeichen und aktiv benutzte Instrumente der kollektiven Identitätsbildung der sozialen Gruppen am Ort.“

⁶ Ebd.

⁷ David Warren SABEAN: Kinship in Neckarhausen 1700–1870. Cambridge u. a. 1998.

In dieser Kultur des Ansehens werde sichtbar, „dass alle sozialen Gruppen und Individuen mit der Kleidung ein soziales Ausdrucksverhalten verbinden, das über bloße Funktion hinausgeht, das vielmehr auf Ehre orientiert ist, ja sogar die sittliche Dimension von ‚Anstand‘ und ‚Ansehen‘ enthält. Die ‚Kultur des Ansehens‘ war eine Kultur, in der Ehre durch ‚Ansehnlichkeit‘ gewonnen oder auch verloren werden konnte.“ Es geht damit, in einem weiteren und tieferen Sinne, um die „ein- und ausschließenden Eigenschaften der Ehre, die Georg Simmel auch für die Mode geltend macht [...]. Sie waren in der ‚Kultur des Ansehens‘ Teil eines gemeinsamen und wechselseitigen Wahrnehmungs- und Wirkungszusammenhangs.“ Dazu gehört die „Schicklichkeit“, die „an ständischen Unterscheidungen und Distinktionen orientiert war“, ebenso die „Körperhaltung, der Gesichtsausdruck, das Betragen in der Kirche, bei Tisch, im Spiel, in Gesellschaft“. Dem allem komme, so Medick, „auch ein moralischer Wert zu“.⁸

Ruth Mohrmann hat unserem Fach zu einer Kultur des Ansehens verholfen. Im Sinne jenes Wahrnehmungs- und Wirkungszusammenhangs, aber auch im Sinne eines breiten Kommunikationsnetzes hat sie ihm weit über die engen Fach- und Fächer Grenzen hinweg Ansehen verschafft. Als ich im Vorfeld dieses Kolloquiums mit Ueli Gyr sprach und wir uns an die gemeinsame Zeit im Hauptausschuss der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde erinnerten, kam er auf ihren Humor zu sprechen, auf ihre Freude am Lachen. Er schreibe gerade über „Humor im Alltag“ – und beginne mit dem Satz des dänisch-amerikanischen Humoristen und Pianisten Victor Berger: Humor sei die kürzeste Distanz zwischen zwei Menschen. Ruth Mohrmann, Ueli Gyr, Helmut Eberhardt und ich waren als Hochschullehrer über lange Jahre hinweg ein ‚harter‘, starker und kreativer Kern im DGV-Hauptausschuss. Wir tagten, noch unter der Präsidentschaft von Rolf Wilhelm Brednich, an Ruth Mohrmanns erstem profesoralen Wirkungsort in Bayreuth, edel und im Schloss. Wir arbeiteten, diskutierten, stritten, lachten viel. Und wir waren uns einig darüber, was Volkskunde als Kulturwissenschaft sein sollte: fraglos beides in einem: historisch-kritische Volkskunde und Gegenwartswissenschaft!

Ruth Mohrmann liebte unser Fach, ihre Profession, ‚ihre‘ Volkskunde – und ihre Studierenden, ihre Schülerinnen und Schüler. Und sie vertrat, im interdisziplinären und internationalen Konzert der Wissenschaften, eine ‚Kultur des Ansehens‘ als Postulat und als Aufgabe. Mit ihr – so urteilt Klaus Graf im Weblog „Archivalia“ – verlor die deutsche Volkskunde „eine der wenigen renommierten Erforscherinnen der frühneuzeitlichen Alltagskultur“. Sie habe mit ihren Forschungen „Maßstäbe gesetzt“.⁹ Ihr hoher persönlicher Einsatz, ihre Neugier und Offenheit waren dafür Beweis. Sie verhalfen ihr und unserem Fach zu einem enormen Ansehen. Beides, die Lebens- und die Forschungsfreude, mit Leidenschaft gepaart, prägte Ruth Mohrmann.

⁸ MEDICK (wie Anm. 2), S. 194f.

⁹ Klaus GRAF: In memoriam Ruth Mohrmann (1945–2015). In: Archivalia, 23. Januar 2016, <https://archivalia.hypotheses.org/53810> (17.10.2018).

So sah es auch unser gemeinsamer Freund, der Kirchenhistoriker Hubert Wolf, bei der Trauerfeier, bei der er sie als Person, rotarische Freundin und Wissenschaftlerin würdigte. Mir, als einer, die sich mit Religion und Frömmigkeit in unserem Fach befasst, sei abschließend der Verweis auf ein ‚Zeichen‘ erlaubt: Am Tage ihres Todes, am 29. Dezember 2015, fand sich in den Zinzendorfschen „Losungen“ der Spruch „Gott gibt den Weisen ihre Weisheit und den Verständigen ihren Verstand“ (Daniel 2,21). Dies könnte als Memoria über dem Leben der Wissenschaftlerin Ruth Mohrmann stehen.

„Chapeau und Champagner“ waren für Ruth Mohrmann Beigaben ihres alltäglichen Lebens – nicht nur materialiter, als Genuss und Lebensgefühl, sondern auch professionaliter, als Wertmarke. „Chapeau! Champagner!“ – dies, als Ausruf mit kräftig erhobener Stimme, war für Ruth Mohrmann auch höchstes Lob: im Leben, in der Wissenschaft, im Beruf. Wenn sie von einer ehrenvollen Berufung, von einem besonders ehrenden Auftrag oder Vortrag hörte, so beschied sie dies mit „Chapeau! Champagner!“ Dazu gehörte ein kräftiges Lachen, eine Gratulation, eine Einladung zum Feiern. Dies galt besonders, wenn es um Ehre in der Wissenschaft, im eigenen Fach ging: Wenn damit unser Fach geehrt wurde, es nach innen wie nach außen Ansehen erlangte, ja es überhaupt und in seiner Eigenwertigkeit wahrgenommen wurde – als ein kleines, ein vermeintliches „Orchideenfach“ im großen Konzert der vielen vermeintlich ‚Großen‘, der Geistes- und Kulturwissenschaften. Wir sollten, so ihr Credo und ihre eigene wissenschaftliche Praxis, uns vor ihnen weder verstecken noch fürchten – nein: Wir sollten uns zeigen, der Diskussion stellen, mehr gehört, mehr gesehen und im Wortsinne ‚wahrgenommen‘ werden.

Dies ist für uns Memoria, Auftrag und Dank zugleich. Wir danken ihr für dieses „Ansehen“: Chapeau und Champagner, Ruth Mohrmann!